

Ulrike KÖRBITZ (Graz)

Wie uns die VerÄnderung die Verhaberung zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn vernadert

(Überarbeitete Textfassung eines Vortrages auf dem Jahreskongress der ÖGATAP/Wien 2009, veröffentlicht in: IMAGINATION 1/2009, S. 22 - 40)

Der Vortragstitel in Gestalt eines Schüttelreims war eine erste, spontane Assoziation zu Ihrem heurigen Tagungsthema „Die Anerkennung des Anderen“. Im Brennpunkt meiner Aufmerksamkeit wird die Untersuchung dieser Anerkennung im Hinblick auf den psychoanalytischen Prozess stehen. Erläuterungen zu *VerÄnderung*, *Verhaberung* und dem *Vernadern* werden die folgenden Überlegungen wie ein roter Faden durchziehen.

Der psychoanalytische Prozess kann – von außen betrachtet – als Folge einer von ihren Rahmenbedingungen her einigermaßen eigenartigen, sogar ‚absurden‘ Begegnung zwischen zwei Personen gesehen werden, von denen die Eine für ihr Sprechen und Schweigen bezahlt – die Andere für eine ganz ähnlich gelagerte Tätigkeit bezahlt wird. Erstere liegt im klassischen Fall, zweite Person sitzt dahinter. Sie sehen sich nicht ins Gesicht, teilen jedoch häufig (je nach architektonischer Anordnung des Behandlungszimmers) die Blickrichtung. Diese führt entweder in den Raum hinein oder aus dem Raum hinaus: Beide können dann aus einem Fenster sehen. Dem Blick sind also jeweils Fluchtpunkte in grundsätzlich ähnlicher Richtung gegeben. Der Fluchtpunkt versinnbildlicht sehr gut, dass es hier nicht lediglich um ein Geschehen zwischen zwei Personen geht, sondern dass diese beiden auf einen dritten Zentralpunkt der Perspektive ausgerichtet sind: das *gesprochene Wort*.

„Worte waren ursprünglich Zauber und das Wort hat heute noch viel von seiner alten Zauberkraft bewahrt. Durch Worte kann ein Mensch den anderen selig machen oder zur Verzweiflung treiben, durch Worte überträgt der Lehrer sein Wissen auf die Schüler, durch Worte reißt der Redner die Versammlung der Zuhörer mit sich fort und bestimmt ihre Urteile und Entscheidungen. Worte rufen Affekte hervor und sind das allgemeine Mittel zur Beeinflussung der Menschen untereinander. Wir werden also die Verwendung der Worte in der Psychotherapie nicht geringschätzen (...)“ schreibt Sigmund Freud 1916/17 am Beginn seiner Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (GW XI, 10)

Die eine Person bezahlt dafür, dass sie ‚alles‘ sagen, aussprechen können soll, die andere wird dafür bezahlt, dass sie ab und zu einen Kommentar zu dieser möglichst freien Rede abgibt: Deuten nannte Freud diese Tätigkeit zunächst und ersetzte sie

später durch Erraten einer unbewussten Tendenz, durch Konstruieren und Rekonstruieren, Konstruktion/Rekonstruktion. Freuds gesamtes Leben war dem einen, großen Projekt gewidmet, der verändernden Kraft dieser im Grunde höchst eigenartigen Sprechvorgänge nicht nur in der klinischen Praxis, sondern vor allem auch im Kanon der Wissenschaften einen angemessenen Platz einzuräumen. Jede moderne Psychotherapie wird sich, ob sie will oder nicht, als Ast auf dem Baum der Psychoanalyse und ihrer Methode wiederfinden, die wiederum ihrerseits über ein weitverzweigtes Wurzelwerk innerhalb der abendländischen Kultur und ihrer Seel-Sorge verfügt. Ein dünkelfhaftes Herrabblicken auf andere psychotherapeutische Schulen scheint mir nicht angebracht für die Vertreter der Zunft, die sich in direkter Linie auf Freuds Denken und Handeln beziehen; wohl aber Radikalität, verstanden als eine durchaus unnachgiebige Beschäftigung mit den grundlegenden Wurzeln oder Axiomen der Wissenschaft vom Unbewussten. Hierzu gehört meiner Ansicht nach die Auffassung einer über die Genitalität hinausgehenden, ‚erweiterten‘ Sexualität beim Erwachsenen. Für deren Befriedigung kommen die verschiedensten erregbaren Körperzonen in Betracht, sie ist an die Phantasie gebunden und ausserordentlich beweglich, was Ziel und Objekt des Triebes betrifft.¹

Warum soll nun die *VerAnderung* uns die *Verhaberung* zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn *vernadern*?

„Zwei, die sich verhabern, hau’n sich auf ein Pack!“: mit dieser Übersetzung sind wir noch immer in der bildreichen Umgangssprache. Übertragen auf das Feld des psychoanalytischen Geschehens siedle ich die *Verhaberung* in folgendem Verständnis an: AnalytikerIn² und AnalysandIn bilden ein Paar mit unterschiedlichen Rollen. Sie sprechen miteinander, erkennen sich gegenseitig an und produzieren etwas zusammen. Diese Produktionen werden dann interpretiert. Psychoanalyse ist eine „Entdeckungsgemeinschaft“; keiner der beiden Beteiligten ist dazu befugt, alleiniger „Deuter der Wirklichkeit“ (Treurniet 1996, 12) zu sein, es geht hier um partnerschaftliche Zusammenarbeit. Der holländische Psychoanalytiker Nikolaas Treurniet formulierte es in seinem *Psyche*-Beitrag „Über eine Ethik der psychoanalytischen Technik“ folgendermaßen:

„Erfolgreiche analytische Arbeit entfaltet sich in einem Prozess kontinuierlicher, aktiver, gegenseitiger Verstrickung zwischen Analytiker und Analysand plus dem ständigen Versuch beider, sich der Art dieser Verstrickung bewusst zu werden und sie aufzuklären. (...) Das gegenseitige, gemeinsame Streben in einer Psychoanalyse richtet sich darauf, Bedeutung zu geben.“ (1996, 12 f.)

1 Die Radikalität der von Freud entwickelten Auffassungen zum Verhältnis von Trieb und Sexualität wurde allerdings von vielen Psychoanalytikern der nachfolgenden Generationen ad acta gelegt. Zur „Verflüchtigung des Sexuellen aus der Psychoanalyse“ vgl. Parin 1986 oder Pohlen 1995.

2 Wenn ich im Folgenden die weibliche oder männliche Form passagenweise abwechselnd verwende, sind in der Regel jeweils beide Geschlechter gemeint. Es klingt nur anders. Möglicherweise auftauchende Spannungen sowohl im Sprechen als beim Zuhören liegen in der ‚Kultur der Sache‘. Deren Aufrechterhaltung könnte einer *psychoanalytical correctness* entsprechen.

Gemäß dieser Sichtweise bezieht sich die Deutung auf das Geschehen zwischen Analytiker und Analysand, sie bildet sozusagen das Ergebnis basisdemokratischer Aushandlungen zwischen zwei ungleichen, jedoch gleichberechtigten ‚Parteien‘. Der Autor Treurniet ist den sogenannten Intersubjektivisten zuzuordnen, die für die Anerkennung der Subjektivität des Analytikers und das Benützen seiner Emotionalität im analytischen Prozess plädieren und insgesamt hervorkehren, dass sich Individuen in und durch die Beziehung zu Anderen entwickeln.

Eine weitere, prominente Vertreterin dieser Schule ist die New Yorker Psychoanalytikerin Jessica Benjamin, Adorno-Schülerin und Feministin. Ihr Buch „Die Fesseln der Liebe“ erschien 1990 in deutscher Übersetzung und wurde recht enthusiastisch rezipiert. Diese Begeisterung konnte ich schon damals nicht teilen und äußerte in einer kleinen Rezension den Verdacht auf populärfeministische Verkündungsliteratur mit psychoanalytischen, soziologischen und philosophischen Versatzstücken. Nicht die berechtigte Kritik an Herrschaftsstrukturen (auch innerhalb des Freudianischen Theoriegebäudes) löste meine Skepsis aus, sondern der von Benjamin vorgeschlagene positive Entwurf zur Überwindung von Herrschaft im Geschlechterverhältnis. Die Formel der diesbezüglichen Glücksversprechungen, die Frauen die Entdeckung ihres eigenen, inneren Begehrens erlauben würde, lautet: Fähigkeit zur gegenseitigen Anerkennung im Rahmen der veränderbaren Beziehung zwischen gleichberechtigten Subjekten; dann „(...) braucht das Spiel um die Macht nicht zur Herrschaft zu erstarren. Und die Praxis der Psychoanalyse zeigt, dass Zusammenbruch und Erneuerung immer möglich sind.“ (1990, 217) Die Autorin beschäftigt sich auch mit den synonymen Bedeutungen des Wortes „Anerkennen“, das eine tragende Säule ihres heurigen Kongresstitels bildet: „(...) bestätigen, für wahr halten, eingestehen, wissen, akzeptieren, verstehen, mitfühlen, aufnehmen, tolerieren, wertschätzen, sehen, erkennen, sich identifizieren, sich vertraut fühlen (...) lieben.“ (ebda. 19) „Anerkennung bedeutet, dass eine Person, die anders und außen ist, die gleichen Gefühle wie wir haben kann. Getrennte Individuen, verschiedene Körper stimmen sich so aufeinander ein.“ (ebda. 124) Es ist nicht einfach, sich dem Wohlklang dieser Worte und den durch sie hervorgerufenen Vorstellungen von einem besseren Leben, von gelingender Mit-Menschlichkeit im Rahmen lebendiger Subjekt-Subjekt-Beziehungen zu widersetzen.

„Im Fokus stehen die Anerkennung der Anderen – PatientInnen, KollegInnen und Methoden“, so ist es in Ihrem Ausschreibungstext zu lesen. Auch gegen *dieses* Vorhaben ist prinzipiell nichts einzuwenden. Wer will denn schon – noch dazu als Referentin - ein schlechter Mensch sein und sagen: „Aber! Genau um diese Dimensionen von Anerkennung zwischen gleichberechtigten, sprachmächtigen Subjekten oder ‚Selbsten‘ wird es - zumindest im analytischen Prozess - nicht gehen!“ Ich fürchte, die Quertreiberei wird sich nicht vermeiden lassen. In meinem spontan erfundenen Vortragstitel wurde diese ungemütliche Tätigkeit im *Vernadern* untergebracht, ohne mir genauer Rechenschaft darüber abzulegen, was dieses Wörtchen eigentlich bedeuten mag. Beim Recherchieren in Wikipedia fand sich hierzu: denunzieren, verraten, anschwärzen. Warum also dieses *Vernadern*?

Weil das zentrale Objekt der psychoanalytischen ‚Begierde‘ nicht der andere Mensch oder genauer: dessen bewusstseinsfähiges Ich ist, das, ähnlich den Konzepten der

humanistischen Psychotherapie mitfühlend verstanden, toleriert, gestützt und gestärkt werden will oder soll. Im Fokus der Psychoanalyse steht das Unbewusste oder der von Freud so bezeichnete „andere Schauplatz“ dieses Menschen. Aus dieser Perspektive ist nichts gewonnen, jedoch viel zerronnen, wenn Jessica Benjamin für Theorie und Praxis der Psychoanalyse fordert „Wo Objekte waren, sollen Subjekte sein“ (1993, 40), um Frauen vor möglicher Degradierung zum Sexualobjekt des Mannes zu befreien und ihnen zum Subjektstatus mit einem eigenen Begehren zu verhelfen.³

Warum ist viel zerronnen? Weil im Zuge dieses Manövers die für die Psychoanalyse so zentrale Ebene der unbewussten Phantasien verlorengeht. *Objekt* bedeutet im klassischen psychoanalytischen Verständnis, dass wir – unabhängig vom realen Geschlecht – den für uns bedeutsamen anderen Menschen aufgrund unserer eigenen phantasmatischen ‚Aufladungen‘ erst erschaffen, besetzen und dementsprechend angezogen und/oder abgestoßen sind, lieben und/oder hassen, ihn also im weitesten Sinne zum Liebes- und Sexualobjekt machen. Diese von einem triebhaften Wunschgeschehen bestimmten ‚Beseelungen‘ wiederum sind nicht unsere ureigensten, privaten, dem Bewusstsein zugänglichen Produkte oder Konstrukte, sondern sie stehen in einem vielfach gebrochenen Wechselverhältnis zum Begehren der bedeutsamen Anderen. Dieses Begehren, also die Vorstellungen und Phantasien der an einem Zeugungsakt⁴ Beteiligten wird bereits unter anderem darüber entscheiden, ob ein kleiner Mensch überhaupt das Licht der Welt erblicken, einen Namen und auch Eltern bekommen wird.

Wir haben uns das Unbewusste nicht als rein individuelle psychische Instanz mit Sitz im eigenen Körper vorzustellen, sondern als etwas von Außen, vom Begehren der Anderen in das Subjekt hineingetragenes – so jedenfalls konzipiert es der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan. Das Unbewusste ist eine über das Individuum, auch über Zeit und Raum hinausgehende soziale, transgenerationale Größe (Langlitz 2005, 133), weil Verwandtschaftssysteme, ein vorhandenes sprachliches ‚Universum‘ und kulturell bedeutsame Sprechakte Leben und Geschlecht des Menschen längst vor seiner Geburt prägen. In dem Reservoir des menschlichen Unbewussten gelangen strukturierte Inhalte zur Wirkung, über die der Einzelne mit früheren Generationen verknüpft ist. Wie Freud es bereits 1895 in den Studien zur Hysterie formuliert hat, wirkt das Unbewusste „nach der Art eines Fremdkörpers“ (GW I, 85).

Nach der Lesart von Jean Laplanche sind es Botschaften, über die der Erwachsene mit seinem bereits strukturierten Unbewussten an das Kind herantritt - nonverbale und verbale Botschaften, die das Kleinkind zugleich erregen und irritieren. Die kindliche Triebentwicklung verläuft in Abhängigkeit von den bereits vorhandenen trieblichen Bahnungen seiner erwachsenen Bezugspersonen, die auf die Bedürfnisäußerungen des Kindes antworten und ihnen auf Basis ihrer bereits ausgebildeten Sprache, ebenso auf Basis ihrer eigenen ‚erweiterten‘ Sexualität –

3 Vgl. hierzu Anna Koellreuter 2000, 75 ff.

4 Dies ist ein sexueller Akt zwischen einer Frau und einem Mann, sofern nicht künstliche Fortpflanzungstechnologien zum Einsatz kommen. Deren Inanspruchnahme benötigt allerdings ebenfalls ein Begehren als ‚Motor‘.

interpretierend – Bedeutung verleihen. Die Botschaften der Erwachsenen korrespondieren mit ihrem eigenen bewussten und unbewussten, ihnen selbst unbekanntem Begehren.⁵

Wenn Lacan das Unbewusste als die Summe der „Wirkungen, die das Sprechen auf ein Subjekt hat“ (Lacan 1964, 132, 156) bezeichnet, verortet er nicht nur seine Entstehung, sondern auch seine spätere Hervorbringung in der Beziehung zu einem anderen Menschen, der bereits Träger und Vertreter der symbolischen Ordnung ist. Dieser ist mit dem Begriff des *Anderen* gemeint: das völlig andere Subjekt⁶, das in seiner Einzigartigkeit im Grunde genommen einen Ort oder eine Instanz im Gefüge von Sprache und Gesetz darstellt. Mit Gesetz sind die grundlegenden Ordnungsprinzipien sozialer Beziehungen gemeint, die immer auch das Geschlechtsleben inkludieren. Der *Andere* (der symbolischen Ordnung) wird niemals wirklich zu fassen, verfügbar oder einfühlbar sein und daher fremd bleiben.

Im Gegensatz zum großen *Anderen* meint der kleine *andere* den Ähnlichen. Es ist das von Vorstellungen der Ähnlichkeit durchdrungene Bild eines Liebesobjekts, das dem eigenen Körper gleicht (während die andere Person als Spiegel fungiert). Dieses Bild entsteht beim Säugling durch das Experimentieren mit eigenen Körperbewegungen und -vorgängen, deren Auswirkungen an seinem Gegenüber wie in einem Spiegel abgelesen werden. Der *andere* ist nicht wirklich verschieden. Der Begriff entspricht am ehesten dem bisherigen psychoanalytischen Objektbegriff, der das äußere Liebesobjekt als ein durch Phantasietätigkeit, Projektionen und Wünsche Montiertes konzipiert.

Der *Andere* wiederum verweist auf eine dritte Größe (Evans 2002, 300), auf einen Bezugspunkt für jeweils beide an einer Beziehung Beteiligten, der im wesentlichen in der eigenständigen Struktur der Sprache begründet liegt. Die Sprache kann nach Ansicht Lacans nicht einfach im freien, kreativen Zugriff auf Bedeutungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zwecks Kommunikation benützt werden. Sobald der Mensch in die Welt des Sprechens eintritt, ist er der Sprache unterworfen. Er wird zum Subjekt.⁷

In der Formulierung „*Anerkennung des Anderen*“ steckt die Anerkennung des anderen, des als ähnlich empfundenen Mitmenschen genauso wie die Anerkennung des Anderen (Genetiv des Substantivs ‚das Andere‘): Der Respekt vor einer grundsätzlichen, fundamentalen, durch Identifizierung nicht aufzuhebenden Andersartigkeit des anderen Subjekts, die Anerkennung einer irreduziblen Fremdheit.⁸ Hiermit ist nun auch die Bedeutung der seltsamen Wortschöpfung *VerAnderung* umrissen – das große A verdeutlicht das Fehlen von Gemeinsamkeit oder von geteilter Welt, es bezieht sich auf das Nicht-Einfühlbare im *Anderen*.⁹

⁵ Vgl. Laplanche 1996, 7 – 45.

⁶ Der Begriff des unassimilierbaren Anderen spielt grosse Rolle im Denken von George Bataille, vgl. Hammermeister 2008, 19.

⁷ Lacan betont die wörtliche Bedeutung von „sub-jectum“: unterworfen sein; vgl. Peter Widmer 1990, 41.

⁸ Auf diese beiden unterschiedlichen Dimensionen hatte Joachim Küchenhoff bereits in seinem ÖGATAP-Kongressvortrag im Jahre 2005 hingewiesen, vgl. Küchenhoff 2005, 5 ff.

⁹ Den Ausdruck „Veränderung“ registrierte ich erstmals - mit Erstaunen - in einem Aufsatz von Rolf-Peter Warsitz im Doppelheft der PSYCHE „Der Andere in der Psychoanalyse“ (2004); es handelt sich offensichtlich um die deutsche Übersetzung des englischen „othering“.

Jean Laplanche verknüpft nun diese Dimension mit dem analytischen Prozess und betont, dass es in der Beziehung zwischen Analytikerin und Analysandin im wesentlichen um eines geht: um die Aufrechterhaltung der inneren Alterität. Hiermit ist eine Art offene Bezogenheit auf das Unbewusste gemeint oder soetwas wie distanzierter Respekt gegenüber dem inneren Fremdkörper des Unbewussten, Triebhaften. Sie schließt den Analytiker in seiner Haltung sich selbst gegenüber mit ein und lässt ihn gewissermaßen über einen doppelten Boden verfügen, indem er die Spannung zur grundsätzlichen Fremdheit sowohl seines Analysanden, als auch zu derjenigen seines eigenen Unbewussten aufrechterhalten und ‚nützen‘ kann.

Dieser Bezug, so Laplanche, eröffne überhaupt erst das Fundament für die gleichschwebende Aufmerksamkeit: als Möglichkeit, etwas aufzunehmen und zu hören, *ohne* es gleich zu verstehen, mitfühlend zu interpretieren oder erklärend einzuordnen.

Bei allem erforderlichen mitmenschlichem Respekt gegenüber dem Analysanden in seiner (auch von der Analytikerin) einfühlbaren Ähnlichkeit geht es im analytischen Prozess also noch um eine gänzlich andere Ausrichtung des Respekts. Im Hinblick auf den zentralen Schauplatz, das Unbewusste des Analysanden, hat die Analytikerin es auszuhalten, *nichts* zu wissen bzw. ihr allgemeines Wissen hintanzustellen, *nichts* zu verstehen und sich *nicht* einfühlen zu können – die Ähnlichkeit zu Bion's Plädoyer des „no memory, no desire, no understanding“ ist offenkundig. Die Übertragung, verstanden als eine auf die Analytikerin gerichtete Wiederbelebung einer Bewegung¹⁰ unbewusster, triebhafter Tendenzen, wird sich erst dann entfalten, wenn die Analytikerin ein Angebot macht, das im Analysanden Erregung hervorruft und ihn dazu bringt, aus dem Unvorbereitetsein heraus zu sprechen. Hierfür hat sie einen Raum offenzuhalten, ohne diesen durch eigene Inhalte, Bedürfnisse, Hoffnungen und Erwartungen zu füllen oder zu definieren.

Erst der Rückgriff auf die eigene Analyseerfahrung¹¹ bedingt die Möglichkeit der sprechenden wie auch schweigenden Öffnung auf die radikale Andersartigkeit des anderen Subjekts.

Laplanches Haltung verstehe ich auch als eine Absage an die von mir so bezeichnete *Verhaberung* in Gestalt einer intersubjektiven Entdeckungsgemeinschaft, in der sich Analytikerin und Analysandin beiderseitig in ein Geschehen verstricken, in dem der Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen ist bzw. unklar wird, um wessen Unbewusstes es im analytischen Prozess nun eigentlich geht. „Der Analytiker“, so Laplanche, „muss sich davor hüten, nun seinerseits die Übertragung zu füllen, mit seinen eigenen, durch das Unbewusste kompromittierten Botschaften“ (Laplanche 1997, 107).

Die primäre Ausrichtung auf Empathie, also auf verstehende Einfühlung durch identifikatorische Annäherung an die vom Analysanden vorgebrachten, bewusstseinsfähigen Inhalte bedeutet – aus der Position der Analytikerin – zunächst das Verhaftetsein mit dem ihr selbst Ähnlichen. Ich möchte nochmals die bereits oben zitierten Worte Jessica Benjamins in Erinnerung rufen: „Anerkennung bedeutet,

¹⁰ Vgl. Klemann 2008, 400 oder Michel Neyraut, der schreibt: „Die Übertragung ist nicht diese Struktur. Sie ist die Bewegung, durch welche diese Struktur ihre zu Komplexen organisierten Elemente verschieben kann.“ (1976, 230)

¹¹ Vgl. Körbitz 2008, 87 ff.

dass eine Person, die anders und außen ist, die gleichen Gefühle wie wir haben kann.“
(Benjamin 1990, 124)

Die bewußtmachende, beiderseitige und gegenseitige Aufklärung der Verstrickung zwischen Analytikerin und Analysandin zum zentralen methodischen Weg, zur via regia des Zugangs zu unbewussten Prozessen zu erklären, bedeutet meiner Ansicht nach, aus der Not des Geschehens eine – sehr zweifelhafte - Tugend zu machen. Die Gefahr der eigenen Verzettelung im Gewirr bewusster und unbewusster Inhalte und Affekte wird durch solche Konzepte eher unterfüttert als unterwandert. Ausserdem stellt sich die Frage, was es mit der von Treuerniet (1996) ins Feld geführten Gegenseitigkeit auf sich haben soll: Obliegt es dann dem Analysanden, dem Analytiker die Kraft seiner Projektionen (als Matrix seines Erkennens) ebenso bewusst zu machen wie der Analytiker dies beim Analysanden tut?

Der Züricher Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler bezeichnet den Teil des Verstehens, der mit Vergleichen mit der eigenen Person arbeitet, als den notwendigen „gesunden Menschenverstand“ (Morgenthaler 1981, 88f.).¹² Der Analytiker müsse jedoch darüber hinausgehen und etwas ganz Anderes ins Visier nehmen. Ana-lysieren bedeutet zunächst: zergliedern, etwas Zusammengefügtes auseinandernehmen und auf seine einzelnen Merkmale oder Elemente hin zu untersuchen, moderner gesagt: es zu de-konstruieren. Analysieren bedeutet jedoch ebenso, Verbindungen zwischen dem scheinbar Zusammenhanglosen in einer Erzählung herzustellen bzw. herauszuhören. Weil das Unbewusste anderen Gesetzmäßigkeiten gehorcht als das Bewusste, benötigt der Analytiker Gerüste und Bezugspunkte außerhalb seiner symmetrisch auf den Analysanden gerichteten Einfühlungskapazitäten, die es von ihrer Beschaffenheit und Orientierung her erlauben, den „fremden Schauplatz“ ins Visier zu nehmen. Was es mit dem notwendigen behandelungs’technischen’ Rüstzeug zur Entzifferung der Dynamik unbewusster Prozesse auf sich haben mag, möchte ich nicht vom Theoretischen her aufrollen, sondern anhand einer Geschichte aus meinem Behandlungszimmer verdeutlichen.

Praxis-Beispiel

Ein Mann fragt telefonisch nach einer Therapiemöglichkeit. Er komme auf mich, weil er in meinem Internet-Eintrag unter anderem den Arbeitsschwerpunkt „Homosexualität“ gelesen hatte. Zum ersten Gespräch kommt er zehn Minuten zu früh. Er ist groß, außer Atem und wirkt nervös. Sein Gesicht ist leicht gerötet. Im Sitzen scheint er sich gut einzurichten. Spürbar

¹² Christian Kläui formuliert es – treffend - folgendermaßen: „Wir können gar nicht verhindern, dass wir uns in den anderen versetzen und von uns auf ihn schließen. Aber wir müssen uns klar sein, dass wir mit diesem Vorgehen den anderen immer nur als Meinesgleichen erfassen und in seiner Andersheit verpassen. Um dem anderen in seiner Fremdheit gerecht zu werden, führt der Weg nicht über die Empathie, sondern über die Sprache. Zu hören, was er uns sagt, kontextualisiert seine Aussagen nicht in Bezug auf meine Lebenserfahrungen und Möglichkeiten und Grenzen des affektiven Mitschwingens (...)“ (Kläui 2008, 61)

erleichtert, endlich „über das Alles“ sprechen zu können, kommen ihm die Worte flüssig und für mich gut verständlich über die Lippen; seine freundlich-offenen, irgendwie jugendlichen Gesichtszüge fallen mir ebenso auf wie sein unverkrampftes Lachen, das im Lauf der Zeit in Kontrast zu bedrücktem Ernst gerät.

„Das Ganze“ hätte schon vor zehn Jahren beim Bundesheer angefangen. Nach der Trennung von seiner damaligen Freundin sei er in eine totale Lebenskrise geschlittert und hätte hintenherum mitbekommen, dass jemand sagte „Der ist ja schwul!“ Es hätte sich ordentlich eingepägt, obwohl er dachte, es sei ihm egal. Jetzt ist er 28 Jahre alt. Sein erstes Studium an einer Fachhochschule musste er abbrechen, weil er sich aufgrund großer Angstzustände nach der Zeit beim Heer immer wieder in völlige Isolation begab. Mittlerweile studiert er auf einer Abteilung der Naturwissenschaftlichen Universität und arbeitet erfolgreich an seiner Dissertation. Seit vier Jahren ist er glücklich mit seiner jetzigen Freundin.

Trotzdem spitze sich immer wieder etwas zu, das ihm ziemlich schleierhaft ist. Ich zitiere ihn im Folgenden wortwörtlich: „Wenn jemand z.B. sagt ‚*homo-gen*‘, ‚*home-page*‘ oder irgendwas mit ‚*bi-*‘ in der Vorsilbe wie ‚*bi-nominal*‘ oder einfach nur ‚*Schule*‘, dann hebt’s mich völlig aus. Ich laufe rot an, fange an zu Schwitzen und zu Zittern, ein irrationales Angstgefühl steigt auf, mir wird heiss und kalt, ich muss schauen, dass ich den Raum verlassen kann. Das passiert vor allem in Situationen, wenn wir bei Seminaren in Gruppen zusammensitzen (meistens im Kreis) oder auch im Gemeinderat, wo es Hierarchien gibt, also mit Professoren oder mit älteren Politikern. Dabei war ich in Bezug auf das Schwul-Sein von Anderen immer offen, ließ es mir natürlich selber durch den Kopf gehen, ob ich es bin, verspüre aber keinerlei Tendenzen. Schon seit der Mittelschule trete ich für die Gleichberechtigung von Homosexuellen, Ausländern und anderen Minderheiten ein. Sonst geht’s mir ziemlich gut, nur diese Worte! Die machen Einem das Leben zur Hölle, extrem. Ich versuche mich abzulenken, grüble herum, bin immer wieder völlig fertig, kann nicht schlafen, obwohl ich ein ziemlich rationaler Typ bin.

Ich verstand die Welt nicht mehr, hatte damals richtiggehend aufgeatmet nach der Matura, ich bin ja ein sehr freiheitsliebender Mensch. Dann kamen die ganzen Reglementierungen beim Heer. Mit Unterwerfung hab’ ich sowieso meine Probleme. Ich begann, zu rebellieren. Und wurde daraufhin besonders in die Mangel genommen von dem Vorgesetzten einer Werkstatt-Kompanie, da wurde man dann so vorgeführt als ‚der Maturant‘. Trotzdem hat man so alles hinterfragt, es gab ewige Debatten. Ich sah mich ja als einer von den Starken – und dann: das totale Gegenteil. Ich bekam Probleme, jemandem in die Augen zu schauen! Am Ende vom Heer hätte ich mich selbst schlagen lassen!“

Bereits bei dieser ersten Besprechung wird meine Aufmerksamkeit von einer grammatikalischen Besonderheit seiner Ausdrucksweise in den Bann gezogen, die Ihnen vielleicht aufgefallen ist: Der Wechsel von *Ich* zu *man*. Er spricht von sich abwechselnd in der ersten Person und in der dritten Person neutrum. Außerdem scheint sein ganzes Leiden auf frappante Art mit der rätselhaften „Zauberkraft“ verknüpft zu sein, wie Freud sie dem ausgesprochenen Wort zugeordnet hatte. „Ich werde durch Worte überfallen, verfolgt und gejagt!“, klagte der junge Mann.

Am Ende unserer Begegnung bin ich neugierig geworden und möchte mehr wissen – mein Gesprächspartner möchte sein Symptom loswerden. Wir vereinbaren einen zweiten Termin, den er mit der Bekundung eröffnet, es sei ein großer, mutiger Schritt für ihn, „das Ganze“ nun in Angriff zu nehmen, ausserdem sind ihm zwischenzeitlich noch einige Kleinigkeiten eingefallen: Bereits in der Volksschule ist er wegen seiner roten Wangen als „Rothaut“ und „Indianer“ gehänselt worden, außerdem war er ein dickliches, von seinen Großeltern versorgtes, verwöhntes Einzelkind. Beide Elternteile arbeiteten, er sah sie erst abends. Er habe nie jemandem von diesen Erlebnissen erzählt und war nach außen hin immer bestrebt, 120-prozentig eine starke, selbstbewusste Figur zu machen, also nicht zu „schwächeln“, wie er meint. Vor allem wollte er sich dadurch keine weiteren Demütigungen durch seine von ihm als souverän, ehrgeizig und dominant erlebte Mutter einhandeln. Wegen der roten Wangen habe er mit 13 Jahren diverse Hautärzte aufgesucht, einer von ihnen diagnostizierte eine erblich veranlagte Hautkrankheit. Sein Hantieren mit verschiedenen Salben blieb trotz seiner Heimlichtuerei nicht unbemerkt, sein Vater versuchte ihn zu beruhigen, er selbst hätte in jungen Jahren auch Hautrötungen gehabt, die gehen wieder weg.

Wir vereinbaren eine unbefristete einstündige psychoanalytische Therapie im Sitzen, die insgesamt ein knappes Jahr dauern wird. In meiner Erzählung darüber werde ich mich auf Weniges beschränken:

Die bestimmten Wortkombinationen, die ihn aus der Bahn werfen, werden von uns als *Stich-Worte* oder Schlag-Worte bezeichnet, nachdem er von erheblichen, für ihn abstrusen HIV-Infizierungsängsten durch herumliegende Spritzen erzählt hatte (eine Folge seiner Verarbeitung der schulischen Sexualaufklärung, die hierzulande ab Mitte der 80-er Jahre primär unter dem Segel der AIDS-Prävention praktiziert wurde). In den Stunden spricht er weiterhin offen, präzise und lebhaft von den Vorgängen in ihm, Erinnerungen stellen sich wie von selbst ein. Die „Regieanweisungen“ für den Ausbruch seines Symptoms lassen sich bald genauer fassen: Er muss von einem Wort überrascht, also förmlich hinterrücks überfallen (gestochen) werden, daraufhin gerät sein Körper in Wallungen, er beginnt den Blick der Anderen zu fürchten, kann aus Angst vor dem fremden Blick niemandem mehr in die Augen schauen

und muss sich in Sicherheit bringen. Ich habe den Eindruck, wir kommen gut voran. Auch zwischen unseren Stunden scheint mein Analysand deutlich mit dem von uns Besprochenen beschäftigt zu sein.

Aber: Nach einem anfänglichen Hoch geht es ihm kontinuierlich schlechter. Angesichts unserer ‚guten‘ Stunden kann ich dies schlecht verstehen und suche (wiedereinmal) Zuflucht bei einer apodiktisch klingenden Formulierung Fritz Morgenthals: „Der psychoanalytische Prozess ist kein Mittel, um sich in einem linearen Verlauf immer besser und immer glücklicher zu fühlen“ (1981, 140)

Unter dem ausufernden Druck des Symptoms zunehmend verzweifelnd kommt er nach ca. einem halben Jahr so voller Anspannung in die Stunde, dass er alsbald hemmungslos zu weinen beginnt: Seine letzte Hoffnung (auf Hilfe durch die Therapie) schwindet dahin! So etwas hatte es sein Lebtag noch nicht gegeben, dass er vor jemand Anderem geweint hätte, meint er nach geraumer Zeit. Er übersteht dieses Ereignis mit mir jedoch überraschend gut und kann in der Folge endlich auch seiner Freundin reinen Wein einschenken. Was ihn zunächst erleichtert, dann jedoch einen weiteren „schweren Einbruch“ nach sich zieht, wie er sich ausdrückt. Weiters trifft er mir gegenüber zögerlich- anerkennend die Feststellung, dass er in den „Zeiten des Symptoms“ viel intensiver und bewusster lebe als sonst. Er scheint sich hiermit an eine mit seinem Leiden verknüpfte, paradoxe Art des Genießens anzunähern.

Während unserer Begegnungen ist *meine* Aufmerksamkeit regelmäßig von etwas ganz Anderem absorbiert: Der sprachliche Wechsel von *Ich* zu *man* stößt mich immer wieder aufs Neue vor den Kopf. Vor allem vermag ich kein einleuchtendes System oder Regelwerk dahinter auszumachen. Als ich ihn eines Tages auf seine Ausdrucksform anspreche, ist er völlig überrascht: Das sei ihm noch nie aufgefallen. Zugleich scheint es ihn zu wundern, worüber (über welche Lappalien?) ich mir den Kopf zerbreche, während er leidet. Dieser charakteristische, von mir als Spaltung oder Bruch erlebte Sprachstil ist so normal für ihn geworden, dass er ihn weiterhin beibehält und damit die Gelegenheit eröffnet, seine Funktion zu erforschen. Dies wird zu einer durchaus gemeinsamen, jedoch auf etwas ‚Drittes‘ ausgerichteten Bestrebung. Als dieses Dritte könnte die spezifische Begleitmusik seiner Rede bezeichnet werden. Mein Anteil an dieser Forschungsarbeit besteht übrigens nicht in der Formulierung von Deutungen oder Hypothesen, sondern im Hervorheben: Ich akzentuiere seine Art des Sprechens, bis er sich selbst nachhaltig darüber zu wundern scheint und beginnt, Vermutungen dazu anzustellen. Ich fasse den weiteren Verlauf unserer diesbezüglichen Recherche zusammen:

Zwei Herzen schlagen in seiner Brust. In das *Man* gerät er im Sprechen, wenn eine passive Position wiederbelebt wird, in der er lediglich versuchen kann, für ihn bedrohliche Unterstellungen der Anderen abzuwehren. Wobei bald klar

wird, dass es heute, zum gegenwärtigen Zeitpunkt primär seine eigenen Vorstellungen sind, welche das mögliche Denken der Anderen zur Bedrohung werden lassen: Er könnte für schwul gehalten werden, wenn er aufgrund eines Stichwortes errötet. Von der Vernunft her betrachtet ist es ihm ziemlich egal, ob ihn jemand für schwul, linksradikal oder sonstwas hält. Der Analysand spricht in dieser Position folgende Sätze: „Wenn *man* beobachtet wird, steigt’s einem heiß und kalt auf.“ „Es gibt kein Rot-Werden, wenn *man* alleine ist.“ „*Man* grübelt viel in seiner Gedankenwelt und versucht sich auszublenden aus dem, was passiert ist“.

„*Man* ist die Person, die *ich* nicht sein will, die am Besten gar nicht zu mir gehört, die sich aber trotzdem ständig reinschleicht“, sagt er Analysand gegen Ende der Therapie. *Man* bezeichnet den mit vergewaltigender Penetration verknüpften Teil seines realen Erlebens von Worten, die ihn förmlich durchbohren, erregen und den Blick fürchten lassen. Diese Worte und Blicke kommen von anderen Personen, die für ihn völlig unkalkulierbar, undurchschaubar sind. *Man* bezeichnet vor allem das, was von seinem *Ich* noch niemals einer anderen Person gegenüber thematisiert wurde. Die einzelnen Worte und Wortkombinationen sind für sich genommen harmlos. Ihre zutiefst verstörende „Zauberkraft“ bekommen sie erst im Kontext ganz bestimmter Szenarien, die dazu angetan sind, *nachträglich* die Wirkung von Aussagen Anderer, die ihm früher einmal zu Ohren gekommen waren und von ihm nicht übersetzt werden konnten, wiederzubeleben. Laplanche zufolge bezeichnet „Übersetzen“ den Prozess zwischen dem Empfangen einer erregenden Botschaft des Anderen und dem Versuch des Ich, sie zu verarbeiten und im Sinne einer Selbsttheoretisierung zu binden.

Die Person, die *Ich* sagt, umfasst das zweite Herz in seiner Brust: „Wenn *Ich* rede, geht’s mir besser“, sagt er. Anders formuliert: Wenn *Ich* redet, geht es ihm besser. Sobald er in der ersten Person spricht, ist er in einer besseren Lage. Die von dort her bezeichneten Inhalte können ‚gut‘ sein oder auch ‚schlecht‘, jedenfalls kann er sich aus einer aktiven Position heraus zur Sprache bringen und auch erleben.

„*Ich* bin nicht der, der aufgibt, der sich ausliefert! *Ich* mache ganz absichtlich Sachen, damit mich das Ganze nicht so beherrscht.“

„Vorher war *ich* noch ganz schlagkräftig – plötzlich konnte *ich* niemandem mehr in die Augen schauen, wenn mich wer ansah, schaute *ich* weg. Nur damit der Andere nicht denkt, *ich* bin schwul.“ Das Personalpronomen *ich* bezeichnet den Sender einer Botschaft, es umfasst den Anteil seiner Person, der „(...) sich mit einem bestimmten Idealbild identifiziert.“ (Fink 2006, 62)

Am Ende der Therapie entsteht für meinen Analysanden eine neue Möglichkeit, über sein *Ich* zu sprechen. Es gerät hierbei in die Position der dritten Person:

„Mein *Ich* hat das nie verstanden, was da los ist.“ Dies könnte eine kopfschüttelnd - distanzierte Haltung seines bewussten Ich gegenüber den schwer zugänglichen Seiten in ihm zum Ausdruck bringen. Das Befremden scheint allerdings aufgehoben und sprachlich abgebildet zu sein.

Sein Zustand hatte sich auf unspektakuläre Art nach und nach verbessert, er durchlebte mehrere potentielle Gefahrensituationen, ohne aus der Fassung zu geraten.

In Bezug auf den Vorgang der *VerAnderung* ließe sich nachträglich mutmaßen, dass er seine gefürchteten ‚Liebesobjekte‘ aus dem engen Korsett seiner eigenen Projektionen, Wünsche und Ängste ein Stück weit entlassen konnte. Zu Anderen wurden sie insofern, als er für sich realisierte, dass er in all diese Menschen ohnehin niemals hineinschauen wird können, dass sie aber wahrscheinlich andere Sorgen haben werden, als sich mit dem bestimmten Etwas zu beschäftigen: sich zu fragen, ob er nun schwul ist. Außerdem entdeckt er, der sich immer als Rebell verstand, eine klammheimliche Lust, mit den Codes von Homo und Hetero zu spielen...

Ist es überflüssig zu bemerken, dass sich die Sprechweise meines Analysanden deutlich verändert hatte? Er sprach von sich am Ende der Therapie hauptsächlich in der ersten Person und macht von dort aus immer wieder Ausflüge zu dem *Ich* in der dritten Person. Das neutralisierende, geschlechtslose *man* war entweder verschwunden oder wurde zumindest von mir nicht mehr vernommen.

Ich habe diese Geschichte *nicht* erzählt, um die sättigende Beweisführung anzutreten, wie im Zuge ‚gelungener‘ psychoanalytischer Prozesse aus Objekten Subjekte oder aus den *anderen* die in ihrer Subjektivität anerkannten *Anderen* werden. Dies wäre voreilig. Außerdem hätte ich mir für dieses Unterfangen sowohl die Kritik an den Intersubjektivisten, als auch meinen Vortragstitel sparen können. Vielmehr wollte ich ein möglichst lebendiges Fundament für die Verdeutlichung des Kontrasts zwischen *Verhaberung* und *VerAnderung* im analytischen Prozess legen. In einem letzten Schritt geht es nun um eine Klärung der Orientierungspunkte, die der Analytiker benötigt, um die *VerAnderung* in sich selbst in Gang setzen und vorantreiben zu können.

Die Analytikerin ist es, die dafür Sorge zu tragen hat, dass die Blickrichtung beider Beteiligten nicht primär – im Sinne der Verstrickung – aufeinander oder gar gegeneinander eingestellt ist, sondern perspektivisch auf etwas Drittes fokussiert wird. So, wie es in der ‚klassisch‘ gewordenen Architektur des psychoanalytischen Settings bereits von der räumlichen Anordnung her intendiert ist, dem Blick von Analytikerin und Analysandin einen Fluchtpunkt in ähnlicher Richtung zu erlauben. Das Arbeitsinstrument, das es der Analytikerin gestattet, diesen Fluchtpunkt von ihrer Warte her methodisch zu

nutzen, möchte ich – etwas brutal vielleicht – als „Schere im eigenen Kopf“ bezeichnen. Die besondere Eigenschaft dieser Schere ist die eines durchaus einschneidenden Kontrastmittels zur Förderung der *VerAnderung*. Wir können uns die Arbeitsweise des Analytikers folgendermaßen vorstellen:

1. Zum Einen hört er möglichst zwanglos mit gleichschwebender Aufmerksamkeit den Erzählungen seines Analysanden zu, in denen jeweils bewusstseinsfähige Inhalte zur Sprache gebracht werden. Im Lauf der Zeit wird sich auf diese Weise zwischen beiden Beteiligten eine Art Grundmilieu des Zusammenspiels entwickeln, in dem sie sich wie Fische im Wasser bewegen, ohne es zu bemerken, das aber bereits sehr spezifisch getönt ist. In diesem Bereich ist die *Verhaberung* angesiedelt: Der Analytiker, ausgestattet mit seinem „gesunden Menschenverstand“, kann gar nicht anders, als dem Erzählfluss des Analysanden in gewisser Weise auf den Leim zu gehen. Das ist aber nicht alles.
2. Das Wirken der „Schere im Kopf“ erlaubt es ihm nun, noch etwas ganz Anderes zu vernehmen und hiermit aus diesem speziellen Grundmilieu herauszutreten. Die Schere nämlich lenkt seine Aufmerksamkeit vom Inhalt zur Form. Er schaut von einem anderen Orientierungspunkt her auf die von seiner Analysandin vorgebrachten Inhalte, die dem Territorium des Bewusstseins angehören. Im Moment dieses Aus- oder Umsteigens schiebt sich eine „formale Betrachtungsweise“ (Morgenthaler) in sein Blickfeld. Ich verwende dieses Wort deshalb, weil der Blick ein Wahrnehmungsmodus ist, der mehr Distanz voraussetzt und auch umgekehrt schafft als das Gehör, und, weil die Betrachtung von Formen und Strukturen - auch meinem eigenen Erleben nach - tatsächlich visualisierbare Dimensionen eines ästhetischen Empfindens einschließen.¹³

Der Wechsel in die formale Betrachtungsweise eröffnet der Analytikerin die Möglichkeit, den Eindruck eines erstaunenden Befremdens zunächst in sich selbst zu verankern, bevor sie darangeht, diesen Eindruck mit der Analysandin zu teilen und sich hiermit in Richtung der Schwelle vom Bewussten zum Unbewussten zu bewegen.

Worauf kann diese Betrachtungsweise nun ausgerichtet sein?

Eine wesentliche, vor allem von Morgenthaler hervorgestrichene Orientierung zielt auf die Beachtung der Struktur einer Stunde, ihrer Stellung in Relation zur Anzahl der Wochenstunden und auf die Bedeutung der Reihenfolge der Einfälle. Bei aller Befremdlichkeit für das Bewusstsein verweise diese Abfolge auf die Vorgänge im Unbewussten. „Dinge, die beim Assoziieren

13 Der visuelle Wahrnehmungskomplex spielt vermutlich eine bedeutende methodische Rolle im Rahmen des kathathym-imaginativen Bilderlebens.

aufeinanderfolgen“, hängen in „hochspezifischer Weise miteinander zusammen (...) Das heißt, dass alles, was der Analysand vorbringt, was er erzählt, wann und wie er das eine auf das andere folgen lässt, die entscheidenden dynamischen Faktoren enthält, auf welchen die unbewussten Motivierungen ruhen.“ (1981, 36)

Lacan wiederum räumt der Form des Sprechens zentrale Bedeutung ein. Die Analytikerin achtet darauf, wie der Analysand seine Worte und Sätze betont, aufbaut, akzentuiert, entstellt oder verundeutlicht – beispielsweise können regelmäßig bestimmte Worte oder Satzteile verlorengehen. Diesbezügliche Auffälligkeiten werden vom Analytiker hervorgehoben, sobald er ein Bild davon hat. Er kann in diesem Rahmen auch auf Mehrdeutigkeiten verweisen und damit eine andere Perspektive eröffnen. Andere Lesarten können die Aufmerksamkeit auf das lenken, was zwischen den Zeilen steht und unbeachtet blieb. Es geht nicht um Zurechtweisungen im Sinne eines ‚ordentlichen‘ Sprechens – es darf in Analysen durchaus gelacht werden.¹⁴ Der Analytiker ist nicht der ‚Wissende‘, sondern vielleicht eher ein unruhestiftender Störenfried, der sich selbst immer wieder dazu aufruft, dem Unbewussten als dem Fremdartigen Platz zu verschaffen, indem er etwas geformtes (eine geordnete Erzählweise zum Beispiel) in Bewegung versetzt. Seine Orientierung an der Überraschung, am Unerwarteten unterläuft die zweifellos bei ihm selbst vorhandene Tendenz, sich symmetrisch auf das beim Analysanden Verstehbare einzurichten.

Das Überraschungsmoment der Deutung (Fink 2005, 71 ff.) zielt auf die schwer zugänglichen, unfassbaren, fehlenden Zwischenstücke in der Kette von Gedanken und Phantasien des Analysanden, die im wahrsten Sinne des Wortes erst hervor-zu-rufen sind. Anhaltspunkte hierfür ergeben sich beispielsweise aus sprachlichen Besonderheiten, Auslassungen, Wiederholungen des Analysanden, die um etwas Bestimmtes zu kreisen scheinen – dies kann sich zum Hinweis auf einen unbewussten Wunsch verdichten bzw. diesen gewissermaßen ‚verraten‘.

Die wichtigste Funktion der Deutung ist es, beim Analysanden assoziative Verknüpfungen entstehen zu lassen, die sich über zeitliche und räumliche Gegebenheiten hinwegsetzen, um das Erzählte und Phantasierte „an den passenden Ort im Raum“ zu situieren (Warsitz 2006, 14). So könne der Analytiker „(...) den kollabierten oder erstarrten Raum auch wieder aufspannen

¹⁴ Pierre PASSET erinnert sich, dass Fritz MORGENTHALER, sein späterer Analytiker in einem Vorgespräch „ (...)mit viel Sinn für den Knalleffekt sagte: ‚Gar nichts wird besser; das allermeiste wird so bleiben, wie es eh schon ist, aber wenn Sie erst einmal verstehen, wieso, dann werden Sie nicht mehr der Gleiche sein wie jetzt und das lohnt die Mühe. Eine grosse Mühe wird es übrigens nicht sein; ich denke, Sie werden im Gegenteil viel Spass dabei haben‘.“ (PASSETT 2003, 39 f.)

bzw. dynamisieren.“ (ebda. 24)

Primäres *Ziel* der Analyse ist die Öffnung auf einen Prozess hin, in dem etwas in Worte gefasst und damit symbolisiert wird, für das es noch niemals zuvor Worte gegeben hat. Morgenthaler betont im Zusammenhang mit der Aktualisierung unbewusster Prozesse darüberhinaus die Wichtigkeit von „Vertiefung“ oder „Erweiterung“ des Erlebens. Von der Intensivierung des emotionalen Geschehens bleibe der Analytiker nicht ausgenommen.

Bevor ich mich aus diesem Vortrag verabschiede, möchte ich nochmals kurz zu ‚meiner‘ Geschichte mit dem jungen Mann zurückkehren und eine Antwort auf die Frage versuchen, was es denn gewesen sein könnte, das ihm den Abschied von seinem zugleich geliebten wie gehassten Symptom erlaubte?

Er war mit der fixen Idee durchs Leben gegangen, nach außen hin eine 120-prozentig starke Figur abgeben zu müssen. Der Blick, gegen den er sich ursprünglich zu wappnen hatte, war nicht derjenige von Vater, Großeltern, Lehrern, Mitschülern oder Bundesheerkameraden. Es war der Blick seiner starken, sprachmächtigen Mutter (*die* Andere), deren Begehren er für sich in etwa folgendermaßen übersetzte: „Sei kein Weichei! Sonst wirst Du von mir ebenso de-montiert und entmännlicht, wie ich es mit Deinem Vater mache!“ Alles mit „homo-“, in Verbindung zu Bringende weist auf die für ihn gefährliche Nähe zu seinem sensiblen, mitunter als „schwächelnd“ erlebten Vater hin, auf dessen Haut sich ganz ähnliche Errötungen abgebildet hatten wie später auf seiner eigenen (wovon er allerdings lange Zeit nichts wusste).

Angetrieben durch das Symptom wurde unsere relativ kurze psychoanalytische Reise zu einer aufregenden Durchquerung der Fixierungsstellen seiner Lebensgeschichte. Er konnte der für ihn falschen Art einer phallischen Lebensweise, mit der er auf seine Mutter hin ausgerichtet blieb, nach und nach den Laufpass geben (was sein vernünftiges Ich schon lange getan hatte). Zentraler Wendepunkt während unserer beider Geschichte dürfte jene Stunde gewesen sein, in der über seine Tränen ein anderes Sprechen, ein Sprechen „im eigenen Namen“ eingeleitet wurde.

Literatur

BENJAMIN Jessica (1988): Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern. Dt. 1988

BENJAMIN Jessica (1993): Phantasie und Geschlecht: Psychoanalytische Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz. Basel, Frankfurt/M.: Stroemfeld/Roter Stern. Dt. 1993

EVANS Dylan (2002): Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse. Wien: Turia + Kant.

- FINK Bruce (1997): Eine klinische Einführung in die Lacansche Psychoanalyse. Theorie und Technik. Wien: Turia + Kant. Dt. 2005
- FINK Bruce (2006): Das Lacansche Subjekt. Zwischen Sprache und Jouissance. Wien: Turia + Kant.
- FREUD Sigmund (1895): Studien über Hysterie. Zur Psychotherapie der Hysterie. GW I, 75-312.
- FREUD Sigmund (1916-17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI
- HAMMERMEISTER Kai (2008): Jacques Lacan. München: C.H. Beck Verlag
- KLÄUI Christian (2008): Psychoanalytisches Arbeiten. Für eine Theorie der Praxis. Bern: Verlag Hans Huber
- KLEMANN Manfred (2008): „Wer nicht hören will, muss fühlen!“ Übertragungsanalyse und die unbewussten Wünsche des Analytikers. In: Psyche – Z Psychoanal 62, 397 – 421. Stuttgart: Klett-Cotta
- KÜCHENHOFF Joachim (2005): Das Objekt, die Trennung und die Anerkennung des Anderen. Ziele psychoanalytischer Therapie. In: Imagination 27: 5 – 22.
- KOELLREUTER Anna (2000): Das Tabu des Begehrens. Zur Verflüchtigung des Sexuellen in Theorie und Praxis der feministischen Psychoanalyse. Gießen: PsychosozialVerlag
- KÖRBITZ Ulrike (2008): Begehren – Bewegen – Analysieren. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik Nr. 61, 73 – 102
- LACAN Jacques (1964): Das Seminar Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Weinheim: Quadriga 1996
- LANGLITZ Nicolas (2005): Die Zeit der Psychoanalyse. Lacan und das Problem der Sitzungsdauer. Frankfurt/M.: suhrkamp
- LAPLANCHE Jean (1996): Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Fischer
- LAPLANCHE Jean (1997): Ziele des psychoanalytischen Prozesses. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 39, 93-113
- MORGENTHALER Fritz (1981): Technik. Zur Dialektik der psychoanalytischen Praxis. Frankfurt/M.: Syndikat
- NEYRAUT Michel (1976): Die Übertragung. Eine psychoanalytische Studie. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- PARIN Paul, Parin-MATTHEY Goldy (1986): Die Verflüchtigung des Sexuellen. In: Diess.: Subjekt im Widerspruch. 81 – 90. Frankfurt/M.: Syndikat
- PASSETT Peter (2004): Selbst Gesponnenes: Wie einer durch Zu- und andere Fälle zum Analytiker wurde. In: Journal für Psychoanalyse 24, 37 – 53. Gießen: Psychosozial-Verlag
- POHLEN Manfred, BAUTZ-HOLZHERR Margarethe (1995): Psychoanalyse – das Ende einer Deutungsmacht. Reinbeck: Rowohlt

TREURNIET Nikolaas (1996): Über eine Ethik der psychoanalytischen Technik. In: Psyche – Z Psychoanal 50, 1- 32. Stuttgart: Klett-Cotta
WARSITZ Rolf-Peter (2004): Der Andere im Ich. Antlitz – Antwort – Verantwortung. In: Psyche – Z Psychoanal 58, 783 – 810. Stuttgart: Klett-Cotta
WARSITZ Rolf-Peter (2006): Der Raum des Sprechens und die Zeit der Deutung im psychoanalytischen Prozess. In: : Psyche – Z Psychoanal 60, 1 - 31. Stuttgart: Klett-Cotta

WIDMER Peter (1990): Subversion des Begehrens. J. Lacan oder die zweite Revolution der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Fischer

Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht die Frage der Anerkennung des Anderen im Hinblick auf den psychoanalytischen Prozess. Unter dem Anderen wird sowohl die Andersartigkeit des Unbewussten, als auch eine grundlegende, nicht-einfühlbare Fremdheit des anderen Subjekts verstanden. Die Freilegung unbewusster Strukturen und Bewegungen benötigt nicht nur eine besondere, nicht alltägliche, gewissermaßen künstliche Art der Begegnung zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn; Ana-lyse bedingt immer auch Zerlegung und (Zer-)Störung bewusster Strukturen. Die ‚via regia‘, der zentrale methodische Weg des Zugangs zum Unbewussten kann nach Ansicht der Autorin nicht in der bewusstmachenden, beiderseitigen, verstehenden Aufklärung der Verstrickung zwischen den am analytischen Prozess Beteiligten gesehen werden – wie dies beispielsweise von einigen Vertretern der sog. Intersubjektivisten postuliert wird. Ein wesentliches Arbeitsinstrument, das es AnalytikerInnen gestattet, Zugang zur Andersartigkeit des Unbewussten zu bekommen, besteht in einer Perspektivenänderung: weg von der Konzentration auf Inhalte hin zur Beachtung von Form, Struktur und Qualität des Sprechens. Die Ausarbeitung dieser behandlungs’technischen’ Dimension spielt sowohl bei Fritz Morgenthaler, als auch bei Jacques Lacan eine wichtige Rolle; die Autorin erläutert deren Bedeutung anhand eines Beispiels aus ihrer Behandlungspraxis.